



Ausführliche Informationen über
unsere Autoren und Bücher
www.dtv.de

Stefan Maiwald

Der Knochenraub
von San Marco

Davide Veniers zweites Abenteuer

Roman



dtv

Von Stefan Maiwald ist bei dtv erschienen:
Der Spion des Dogen (dtv 26124)



Originalausgabe 2017
© 2017 dtv Verlagsgesellschaft mbH & Co. KG, München
Umschlaggestaltung: Katharina Netolitzky/dtv
unter Verwendung des Bildes
›The Grand Canal with the Carita‹ (18. Jh.)
von Giovanni Antonio Canal (akg-images/IAM) und eines Fotos von
bridgemanimages.com/Saint Louis Art Museum, Missouri (Schwert)
Satz: Druckerei C.H.Beck, Nördlingen
Gesetzt aus der Guardi 9,25/14
Druck und Bindung: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm
Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier
Printed in Germany · ISBN 978-3-423-26171-5

Inhalt

KAPITEL 1: Die Befreiung	7
KAPITEL 2: Der Rapport	21
KAPITEL 3: Der Raub	24
KAPITEL 4: Der Protonotario	40
KAPITEL 5: Der Händler	50
KAPITEL 6: Der Fontego	58
KAPITEL 7: Aufbruch	71
KAPITEL 8: Padua	83
KAPITEL 9: Die Alpen	113
KAPITEL 10: Augsburg	126
KAPITEL 11: Erasmus' Geschichte	148
KAPITEL 12: Köln	158
KAPITEL 13: Veronicas Rache	194
KAPITEL 14: Champagner	216
KAPITEL 15: Paris	228
KAPITEL 16: Das Levée	257
KAPITEL 17: Die Jagd	270
KAPITEL 18: Ein alter Bekannter	277
KAPITEL 19: Das Winterfest	285
KAPITEL 20: Der Anschlag	290
KAPITEL 21: Die Rückkehr	294
KAPITEL 22: Die Geburt	297
KAPITEL 23: Quattrodenti	307
KAPITEL 24: Die Verschickung	315
KAPITEL 25: Das <i>Cena</i>	327
KAPITEL 26: Im Ghetto	336
KAPITEL 27: Rom	344

KAPITEL 28: Verstärkung	369
KAPITEL 29: Die Rückgabe	399
KAPITEL 30: Schlussakt	404

Nachwort: Zur historischen Genauigkeit 411



KAPITEL 1

Die Befreiung

Der Mond war beinahe kreisrund, nur eine Nacht noch fehlte ihm zur Perfektion. Er warf einen kräftigen Lichtkegel auf die schwarze, stille Adria, die Sterne spiegelten sich auf dem Wasser – und Davide Venier baumelte an einer Mauer dreißig Fuß in der Luft. Runterschauen sei keine gute Idee, hatte ihm Eppstein gesagt, doch er konnte nicht widerstehen. Er dachte kurz über seine Situation nach. Wenn er von hier hinabstürzte, würde er sich entweder die Knochen brechen oder vielleicht sogar sterben; in jedem Fall wäre es keine angenehme Sache. Andererseits: Was ihn an seinem Ziel erwartete, war auch nicht gerade gemütlich.

Davide Venier hing an den Außenmauern der Festung Nehaj, neunzig Seemeilen von seiner Heimatstadt Venedig entfernt. Seine Hände umfassten hölzerne Griffe, die sich mit einer Art Glocke aus Lammlleder in der Burgmauer regelrecht verbissen, mit den Füßen fand er manchmal etwas Halt an groben Mauervorsprüngen, manchmal aber auch nicht. Die Griffe waren eine Erfindung von Eppstein gewesen, denn Davide musste unbedingt nach oben.

Hasan und Miguel de Cervantes, sein treuer Diener und sein Freund aus Spanien, waren mit ihm gesegelt. Sie hatten in einer Bucht in der Nähe angelegt und waren dann zu Fuß über Felsen und dorniges Gestrüpp mehr gestolpert als gegangen, bis sie zum Haupthafen der Piraten kamen. Die beiden Wachen, die eher lustlos ihrer Aufgabe nachkamen,

wurden ohne große Mühen überwältigt. Hasan benutzte dazu einen seiner orientalischen Schläge auf eine dieser geheimnisvollen Körperstellen, der für sofortige Bewusstlosigkeit sorgte. Miguel wählte auf ganz traditionelle Art einen Holzknüppel. Die Wachen wären lieber in der Burg gewesen, bei einem jener legendären Gelage, die selbst nach venezianischen Maßstäben als lukullisch gelten mussten und über die man sich Wunderdinge erzählte. Auch Davide wäre lieber in der Burg, statt an der Festungsmauer zu kleben. Aber es gab keine Wahl, er musste nach oben. Von außen. Denn unten durchs Tor würde er mitten ins Gelage platzen, was als Venezianer einem Suizid gleichkam.

Die Burg war die wichtigste Piratenfestung an der Adria, von quadratischem Grundriss, mit etwa achtzig Fuß Seitenlänge, sechzig Fuß hohen Mauern und einem einzigen ebenerdigen Zugang. Das Tor aus eisenbeschlagenen Eichenbalken war für gewöhnlich nicht nur gut verriegelt, sondern auch noch mehrfach gesichert, wenn nicht gerade die gesamte Piraterie der Adria beim allwöchentlichen Besäufnis versammelt war – und lediglich zwei arme Tröpfe den Hafen bewachen mussten. Um zu den fensterähnlichen Aussparungen in etwa vierzig Fuß Höhe zu gelangen, hatte Epstein, der Tüftler aus dem Ghetto, Davide die zwei Apparaturen mitgegeben, die mit einer halben Umdrehung am Griff fest an der Mauer haften blieben. Drehte man den Griff in die Gegenrichtung, löste sich die Glocke mühelos. Und so robbte sich Davide wie ein unbeholfenes Insekt Stück für Stück nach oben. In einem Gebüsch kauerten Hasan und Miguel und beobachteten Davides Kletterkünste.

»Gefällt mir nicht«, sagte Hasan. »Der Mensch ist nicht dafür gemacht, so etwas zu tun.«

»Piraten sind aber auch nicht dafür gemacht, dass man bei ihnen freundlich anklopft«, entgegnete der raue Spanier. Auf

den Zinnen gingen zwei Wachen auf und ab, die glücklicherweise keinen Blick für die Mauern direkt unter ihnen hatten, sondern nur in die Ferne spähten.

Die Glocken funktionierten reibungslos. Eppstein hatte erklärt, es hätte etwas mit der Luft zu tun, die sich unter der Glocke befände, und je weniger Luft es wäre, desto stärker wäre die Saugwirkung. Davide hoffte inständig, dass der kluge Freund alles ausgiebig getestet hatte, vielleicht an einer der hohen Häuserwände am Ghetto. (Das hatte Eppstein natürlich nicht.) Das wirklich Schwierige waren die Klimmzüge, da er dafür oft genug nur eine Hand frei hatte. Zwar hatte Davide daheim fleißig geübt, auch mit Hasans Hilfe, aber hier in der Burgwand drohte ihm doch die Kraft auszugehen. Immerhin konnte er sich in den Fugen mit den Füßen abstützen und die schmerzenden Arme entlasten; auf Eppsteins Anraten trug er ganz dünne Kalbslederschuhe, genäht aus nur einer Lage und ohne verstärkte Sohle. Doch gerade, als er fast schon die Öffnung erreicht hatte, verlor er den Halt und geriet ins Rutschen. Hasan stöhnte leise auf. Kurzzeitig musste eine der Glocken Davides ganzes Gewicht tragen. Doch wenige Augenblicke, bevor sie nachgab und sich löste, konnte er die zweite Glocke verankern; seine Zehen fanden Halt. Ein paar Kiesel polterten zu Boden, einer der Soldaten auf der Zinne kam herangestürzt. Miguel spannte seine Armbrust. Doch der Wachtposten sah Davide nicht und entfernte sich wieder.

»Wie kann es nur angehen«, flüsterte Miguel, »dass du zwar den stärksten Uskokon ohne zu zögern zu Boden haust, aber einen Augenblick später so ängstlich bist wie ein Mestriner Waschweib?«

»Im fernen Osten, in jenem Land, das euer Marco Polo bereist hat, gibt es die Theorie des Yin und des Yang«, zischte Hasan zurück. »Davon schon mal gehört? Jeder Mensch

vereint alles in sich, Angst und Mut, Wahrheit und Lüge, Liebe und Hass, ja sogar das Weibliche und das Männliche.«

»Das Weibliche und das Männliche?« Miguel de Cervantes schnaubte verächtlich. »Was für ein Unsinn.«

»Aber was wisst ihr Spanier schon? Ihr seid nun einmal die Barbaren des Südens.«

»Still jetzt. Sieh, deine Angst war überflüssig, dein Herr ist nun oben.«

Endlich hatte Davide die Aussparung erreicht, schwang sich ins Innere und stand auf der Empore, wo ihn flackerndes Kerzenlicht, dezente Musik, allerlei vorzügliche Düfte und Stimmengemurmel empfingen. Er brauchte eine Zeit, bis er wieder ganz bei Atem war. Die Glocken deponierte er dezent unter dem Sims, wobei er hoffte, einen weniger anstrengenden Rückweg zu finden. Dann riskierte er einen Blick nach unten. Dort saßen etwa drei Dutzend Menschen beieinander, doch von einem ausschweifenden Gelage, wie man sich in Venedig erzählte, konnte keine Rede sein: Mit Eleganz und Anmut saßen die Herren Piraten bei Tisch, mit geradem Rücken und äußerst distinguiert; auch die eine oder andere Dame war zugegen. Kellner, in zwar schäbigen Umhängen, aber doch um eine gewisse Haltung bemüht, servierte die einzelnen Gänge, andere Kellner waren nur dafür da, den Wein nachzuschenken. Zwei Flötenspieler ließen angenehme Melodien erklingen. Man aß mit Besteck, jedenfalls meistens, und der eine oder andere putzte sich sogar den Mund ab. Es wurde geplaudert und gescherzt statt geprügelt und gehurt; Davide hatte sogar schon Feste beim Dogen höchstpersönlich erlebt, bei denen es zügelloser zugegangen war.

Am Kopfbende, unverkennbar mit stolzer Statur und leitenlangem Bartwuchs, thronte Ivan Lenkovic, der sich hier ganz neu erfunden hatte. Ja, er wollte sein eigenes König-

reich erschaffen, dieser aufgeblasene Uskoke, der sich lieber Johann Freiherr von Lenkowitsch nannte, ganz eng mit den Habsburgern kuschelte und seinen Staat im Staat aufgebaut hatte, mit gut tausend Kämpfern, von denen allerdings heute nur die Anführer – also die Stärksten, Skrupellosesten und Brutalsten – in der Burg an der Tafel saßen, waren doch seine Boote stets unterwegs. Und wie sie da saßen, diese zügellosen Piraten! Das würde in Venedig kein Mensch glauben, diese Sittsamkeit. In jedem Fall hatte die gut organisierte Truppe wenig mit jenen ungestümen Haufen zu tun, die ohne jegliche Taktik und ganz vogelwild jedes Schiff angriffen, das sie anrudern konnten; Davide hatte im Jahr zuvor auf seiner erzwungenen Reise gen Istanbul einen solchen Überfall miterlebt.

Ein guter Teil der Einnahmen des vermeintlichen Freiherrn von Lenkowitsch stammte nicht vom bloßen Kapern, sondern von den viel effektiveren Entführungen. Man schnappte einen Adligen, einen renommierten Kapitän, gar eine Dame aus reichem Hause vom Wasser weg und bot sie den Venezianern, Genuesern oder Osmanen zum Rückkauf an. So füllten viele gute venezianische Dukaten die Piratenkasse und wurden geschäftstüchtig reinvestiert: in noch bessere Boote, in neueste Waffen und Munition, in die Festung selbst. Und neuerdings auch in Bestechungsgelder, die an Herzöge unbedeutenderer Reiche sowie andere kapernde Fürstentümer an der dalmatischen Küste flossen, denn Lenkowitsch wollte weg von der bloßen Piraterie und plante ein Bündnissystem, um vom dauerhaften Streit zwischen Venedig und den Osmanen zu profitieren. Das aber wussten bislang nur er und seine engsten Berater.

Dank Venedigs Informanten – zumeist gefangen genommene Uskokten, die bereitwillig plauderten, um dem Halsgericht zu entgehen, was allerdings stark von der Qualität ihrer

Informationen sowie der Tageslaune der Prosektoren abhing – wusste Davide sehr genau über die Räumlichkeiten der Festung Bescheid. Von der Empore ging ein gutes Dutzend fensterloser Räume ab, allesamt von außen zu verriegeln, bis auf das Schlafgemach des Anführers auf der gegenüberliegenden Seite. Dessen Tür ließ sich dafür von innen verschließen.

In einem der Räume nun, deren Eichentüren er linker Hand sah, musste der Anlass seiner Mission versteckt sein. Davide blickte zur Sicherheit ein letztes Mal hinunter auf die Feierlichkeiten. Es wurde gerade Wildbret aufgetragen, der Duft war köstlich. Lenkowitsch hatte sich zu seinem Nebemann gebeugt, in dem Davide im trüben Kerzenlicht Dragomir Sosna erkannte, den Mann fürs Grobe, der selbst neben dem nicht gerade zimperlichen Lenkowitsch außerordentlich gewalttätig wirkte. Er war im Gegensatz zu den anderen Tafelnden rasiert, und mit seinem kahlen, glänzenden Schädel, der über dem mächtigen Schultergewölbe thronte, leuchtete er im Halbdunkel wie eine Höllensonne. Es hieß, er sei von seiner Mutter in Istrien ausgesetzt und von Wölfen großgezogen worden, was ganz sicher ein Ammenmärchen war. Es hieß aber auch, Dragomir könne einem Mann mit bloßen Händen den Arm aus der Schulter reißen, und manche Gefangene sollten schon vor Schreck am Schlagfluss gestorben sein, als sie seiner nur gewahr wurden. Das war angesichts seiner Statur und seiner Muskeln durchaus glaubhaft.

Davide stand vor der ersten der beiden in Frage kommenden Türen und erkannte, dass sie nicht verriegelt war. Vermutlich war er falsch, aber wenn er doch schon einmal hier war ... Seine Neugier obsiegte. Lange sah er nichts, es war nahezu völlig dunkel, er hörte nur leises Gestöhne. Erst allmählich sickerte das trübe Licht der Feier in den Raum hin-

ein. Dort stand ein großes Bett, und auf ihm erkannte er die Umrisse eines Pärchens, das offensichtlich dabei war, einander zu erkennen. Jetzt wurde das Bild klarer: Der Mann hatte seinen Kopf tief zwischen den gespreizten Schenkeln der Frau und blickte kurz auf, als er das Knarren der Tür hörte, während die Frau, den Kopf im Nacken und ihre langen blonden Locken vor Lust zitternd, nichts von dem wahrnahm, was um sie herum geschah. Davide zwinkerte dem Mann, eher noch ein Junge, zu, der zwinkerte zurück und widmete sich wieder dem Naheliegenden. Davide schloss behutsam die Tür.

Es musste also der andere Raum sein, das vorläufige Ziel der gefährlichen Reise. Und dessen Tür war auch verriegelt. Ungewöhnlich war bloß, dass aus deren Ritzen auffallend viel Licht strömte. Davide hob den Riegel an und zog die Tür so leise wie möglich auf. Der Schwall von Licht blendete ihn. Erst nach vielem Zwinkern entstand aus dem grellen Weiß ein schärfer umrissenes Bild. Hunderte von Kerzen flackerten, nach dem Duft zu urteilen sogar aus Bienenwachs. Welch ein Luxus angesichts der Umstände! Mitten im Raum stand, als hätte sie ihn erwartet, Contessa Ludovica Strozzi, mit offenen blonden Haaren, die ihr beinahe bis zur Hüfte reichten, und in ein fußlanges rotes Samtkleid gehüllt. Sie stammte aus bestem venezianischem Haus, uraltem Geldadel. Der Vater hatte in zweiter Ehe eine Adlige vom Festland geheiratet, weswegen Ludovica den Namen Contessa führen durfte. Vor einigen Wochen war sie auf dem Weg nach Ravenna entführt worden. Ihre Entourage hatte man ins Wasser geworfen, ihre Zofe an Land abgesetzt, um die Lösegeldforderung zu überbringen. Doch Giorgio Strozzi war in heftiger Sorge um seine Tochter und hatte Calaspin um Hilfe gebeten, der wiederum Davide engagiert hatte. Strozzi hatte angeboten, dafür das geforderte Lösegeld in Höhe von

500 Dukaten der Staatskasse zu schenken, wo Calaspin es auch besser aufgehoben sah als bei den Piraten. Da stand es also nun in der Piratenfestung, das hübsche Wesen mit dem kleinen Überbiss, und blickte verwirrt auf den Mann, der in ihre Zelle gekommen war und mit seinem gestutzten Bart, den halblangen Locken und dem schwarzen Tabarro so gar nicht aussah wie einer der Uskoken.

Davide legte einen Finger an die Lippen, um der Contessa zu verstehen zu geben, leise zu sein. Er näherte sich flüsternd. »Contessa? Ich bin Venezianer, ich bin aus Eurer Heimat, und ich bin gekommen, um Euch ...«

Was dann kam, überraschte Davide nicht wenig: Die zarte Contessa holte aus und gab ihm eine Ohrfeige von einer Wucht, die nicht aus diesem kleinen Körper zu kommen schien. Davides Wange brannte, er wollte etwas sagen, doch angesichts der aufgebrachtten Contessa kam er gar nicht dazu.

»Erst jetzt seid Ihr gekommen, um mich zu befreien?«, fauchte sie. »Das ist mir ja eine schöne Stadt, dieses Venedig! Wisst Ihr, wie viele Steuern mein Vater jedes Jahr entrichtet?«

»Contessa, ich bitte Euch ...«

»Fast zwei Monate bin ich nun hier. Muss Wasser trinken und mein Kleid selbst waschen. Bin verlaust und schmutzig.« Sie war kurz davor, in Tränen auszubrechen.

»Mit Verlaub, Contessa, Ihr seht aus, wie eine wahre Venezianerin in der Gefangenschaft auszusehen hat. Eurer Schönheit konnte die schreckliche Zeit in dieser Zelle nichts anhaben.«

»Ach, tatsächlich?« Beinahe brachte Ludovica Strozzi so etwas wie ein Lächeln zustande. »Ja, wisst Ihr, ich hatte um eine Bürste gebeten und vor einigen Tagen auch bekommen, kein Elfenbein, aber immerhin, in der Not nimmt man ja, was man kriegen kann.«

Plötzlich war Davide alarmiert, er hörte Schritte näher kommen und sprang zur Tür, um sich nahe der Mauer zu verstecken. Natürlich, die Tür stand halb offen, und mit all dem Licht war das auch von Weitem erkennbar. Eine der Wachen schob die Tür noch etwas weiter auf und trat ein.

»Was ist denn hier los, Frau?«, fragte der Uskoke auf Italienisch mit starkem dalmatischem Akzent. »Ihr hattet nicht Besuch etwa?«

Die Contessa beherrschte die Situation ausgezeichnet und blickte den Uskokten kühl an. »Wer soll mich hier schon besuchen? Vielleicht der Doge?«

Der Uskoke kicherte und trat einen Schritt näher. Davide erkannte die Umrisse eines recht kleinen Mannes mit Lockenkopf. Der Säbel steckte in der Scheide am Gürtel.

Es ging ganz schnell. Der Griff von Davides doppelläufiger Pistole traf den Soldaten an der Schläfe; er stürzte stumm zu Boden. Davide zog ihn tiefer ins Zimmer und deponierte den Bewusstlosen in einer Ecke.

»Contessa, beeilt Euch. Wir müssen aufbrechen.«

»Na, da bin ich aber gespannt. Ihr wisst, dass die Burg nur ein Tor nach draußen hat?«

»Ja, das ist mir nicht entgangen.«

»Also?«

»Also nehmen wir genau jenes.«

Davide war ganz in Schwarz gekleidet, doch die Contessa in ihrem roten Prachtkleid, mit dem blonden Haar und der Haut von nobler Blässe strahlte allzu hell, um sich unauffällig davonzustehlen. Er warf ihr seinen Tabarro über, aber nur unter ihrem leisen Protest, denn sie befand, dass dieser Umhang ihrer Erscheinung erstens nicht würdig sei und zweitens möglicherweise Flecken auf ihrem Kleid hinterließe, was doch das einzige war, das sie noch hatte.

Sie schlichen hinaus auf die Empore, die wie zuvor men-

schenleer war. Unten ging es jetzt deutlich lauter zu, der Alkohol zeigte allmählich seine Wirkung. Eine enge, gewundene Treppe führte an einer Ecke hinunter ins ebenerdige Geschoss, in dem auch das Bankett stattfand. Glücklicherweise endete die Treppe nicht weit vom Ausgang, und für das Bankett war in jener Hälfte eingedeckt worden, die dem Ausgang gegenüberlag. Mit etwas Glück könnte man in der schummrigen Dunkelheit das Tor einen Spalt weit öffnen und von den feiernden Uskoken unbemerkt entkommen.

Sie betraten die ersten Stufen der Treppe, Davide voran, die Contessa bei der Hand haltend, was jene überraschenderweise mit sich geschehen ließ. Das Wenige, was Davide von den Gesprächen der Feiernden am Tisch verstand, unterschied sich nicht von dem, was man sich an Venedigs teuren Tafeln unter reichlicher Weinzufuhr erzählte: Geschichten von Frauen, vom Krieg und vom Gold. Es roch scharf nach Grillfleisch, das, wie Davide jetzt von der Treppe sah, auf Feuern in einem separaten, kleineren Saal zubereitet wurde. Ein kleines Fenster diente als Abzug, doch allmählich breitete sich der Rauch auch im Hauptsaal aus, was Davide nur recht sein konnte, schafften es die Kerzen doch nicht mehr, für allzu viel Helligkeit zu sorgen. Nach zwei Dutzend Stufen waren sie unbemerkt unten angelangt. Hier war der Rauch sogar noch dichter als oben, die Feiernden waren nur noch als Umrisse zu erkennen. In wenigen Schritten erreichten sie, immer an der Wand entlang, das Haupttor – welches, wie Davide sofort sah, mit einem gewaltigen Eisenriegel verschlossen war. Gut möglich, dass ein Mann allein ihn gar nicht aus den Angeln heben konnte. Was dann? Doch einen Versuch musste er wagen. Davide sah sich um; bislang war alles geradezu erschreckend glatt gelaufen, und auch der Eisenriegel ließ sich weit genug anheben, um die eine Hälfte des Doppelportals einen Spalt weit zu öffnen. Sofort strömte

frischer Wind herein, der den Rauch aufwirbelte, doch niemand blickte in ihre Richtung.

»Fort nun«, flüsterte Davide und stieß die Contessa mit sanfter Gewalt ins Freie.

Auf einmal, als Davide schon so gut wie draußen war, erblickte er den lockigen Kopf eines Soldaten auf der Empore. Es war jener, den er kurz zuvor niedergeschlagen hatte. Sofort schrie er von oben los und deutete fuchtelnd aufs Tor. Nun wurden die trinkseligen Uskoken doch aufmerksam. Lenkovic rief etwas, das zweifellos wie ein Befehl klang, und schon stürzten einige Uskoken auf Davide zu, der seinerseits flink ins Freie sprang. Lenkovic dagegen blieb ruhig sitzen. In Sekundenbruchteilen fielen Davide zwei Dinge auf: Erstens schien die Hierarchie unter den Feiernden blitzschnell wiederhergestellt zu sein – bei jenen, die aufgesprungen waren, handelte es sich wohl um die niederen Handlanger, Anführer von untergeordneter Bedeutung, denn wohin sollte eine Contessa mit ihrem Erretter hier schon fliehen können? Zweitens, und deutlich beunruhigender: Es hatte sich auch Dragomir Sosna erhoben.

Davide packte Ludovicas Arm und riss sie mit sich fort. »Contessa, ich hoffe, Ihr seid gut zu Fuß.«

Das war sie. Ihre Füße huschten überraschend behände über das Gestein, und sie hatte sogar noch die Luft, Davide zu schelten. »Macht Ihr das schon länger?«, zischelte sie. Hinter ihnen wurde das Geschrei lauter.

»Wo sind die Soldaten? Wo ist die Eskorte für mich?«

»Keine Armee, Signorina. Nur Ihr und ich. Und zwei meiner Freunde. Hört nun gut zu, wenn Ihr ein Kommando hört, dann springt so hoch wie möglich.«

»Immerhin, doch so etwas wie ein Plan!«

»Springt jetzt«, rief eine Stimme aus einem Gebüsch. Es war Hasan. Davide und die Contessa machten einen Satz

durch die Luft. Die Piraten waren schon dicht hinter ihnen, doch sie stolperten aus vollem Lauf über ein dünnes Hanfseil, das Hasan und Miguel gespannt hatten. Die Uskoken rappelten sich fluchend wieder auf; zwei von ihnen blieben liegen, offenbar hatten sie sich einen Fuß verstaucht oder gebrochen. Das verschaffte den vieren den nötigen Vorsprung, um bis zur Bucht zu laufen, wo sich Davide und der Contessa ein schauriges und majestätisches Schauspiel bot. Alle drei Rudergaleeren der Uskoken sowie die Beiboote, die dort verankert waren, standen in Flammen. Es knisterte und krachte, gerade kippte der Mastbaum der vordersten Galeere auf das Deck des Bootes direkt daneben. Das Feuer tauchte in der Dunkelheit die gesamte Bucht in ein tiefes Rot.

»Ihr wart nicht untätig, wie ich sehe«, zeigte sich Davide zufrieden, als alle vier am Ufer standen.

»Wie Ihr befohlen habt«, erwiderte Hasan.

»Und unsere Schiffe?«, fragte die Contessa und blickte umher.

Davide zeigte auf eine kleine Schaluppe ohne Unterdeck. »Ein kleines Boot und günstiger Wind, mit mehr kann ich nicht dienen. Und dies sind meine Gefährten Hasan und Miguel, aber für Höflichkeiten haben wir noch später Zeit. Darf ich bitten?« Ohne ihre Antwort abzuwarten, bugsierte er die Contessa ins Boot. Miguel sprang hinterher und spannte die Armbrust, dann folgte Davide. Hasan löste die Tauen und schob an, Davide hatte das Segel gesetzt, half aber gemeinsam mit Miguel mit dem Ruder nach. Das war auch nötig, denn die Uskoken hatten das Ufer erreicht. Die erste Welle von ihnen, direkt vom Bankett aufgesprungen, war noch unbewaffnet gewesen, doch nun, den Ernst der Lage erkennend, waren weitere Piraten nachgerückt, mit Säbeln und Pistolen ausgestattet. Als sie ihre Schiffe in Flammen sahen, war ihre Wut grenzenlos, sie fluchten, schrien durchei-

inander und wollten die Venezianer auf gar keinen Fall entkommen lassen. Schon flogen die ersten Kugeln über die flackernde See, Davide drückte die Contessa unter ihrem nimmermüden Protest hinter die Bordwand. Miguel legte das Ruder beiseite und schoss seine Armbrust mit bemerkenswerter Geschwindigkeit ab; immer mehr Uskoken blieben getroffen zurück. Allmählich nahm die Schaluppe Fahrt auf, aber das Wasser war flach, das offene Meer noch fern. Zwei Kugeln zischten durch das Segel, eine schlug in die Bordwand; ein Splitter traf Davide an der Wange. Auch er hörte auf zu rudern und richtete seine doppelläufige Pistole auf zwei der Uskoken, die sich, das Wasser aufschäumend, näherten. Im Gegensatz zu den venezianischen Matrosen, die zumeist nicht schwimmen konnten, bewegten sich diese beiden hier ausgezeichnet und kamen mit kräftigen Kraulzügen rasch heran. Einen der beiden traf Davide am Bein. Er schrie auf und ließ von der Verfolgung ab. Den Zweiten aber verfehlte die Kugel. Er kam näher und näher, dann tauchte er unvermittelt ab. Hatte Davide vielleicht doch getroffen?

Aber plötzlich tauchte der Schwimmer dicht neben dem Boot auf. Das schwarzrote Wasser perlte von seinem gewaltigen Schädel herab; es schien, als wäre ein Ungeheuer aus den Tiefen des Meeres aufgestiegen. Es war Dragomir Sosna, und seine Hände verhakten sich unerbittlich wie die Saugnäpfe eines Kraken an der Bordwand. Davide hieb mit der Pistole auf die Pranken ein, doch der Glatzkopf ließ nicht los, im Gegenteil: Mit einem akrobatischen Zug schwang er sich an Bord. Die Contessa schrie auf. Er war einen ganzen Kopf größer als Davide, der seinerseits schon nicht klein war. Der Venezianer prügelte mit aller Kraft auf seinen Widersacher ein, doch es war, als würde er einen Marmorblock bearbeiten. Selbst Treffer auf die empfindlichsten Stellen zeigten keinerlei Wirkung. Dragomir grinste, und während sein

linker Arm Davides Kehle umfasste, griff ihn sein rechter Arm am Handgelenk und zog mit einer Wucht daran, dass der Venezianer glaubte, ohnmächtig zu werden. Seine Sinne drohten zu schwinden, doch dann stürzte Miguel mit seinem Holzknüppel herbei und hieb ihn über die Glatze des Riesen. Der schien gar nichts zu merken. Miguel hob erneut an und schlug diesmal so hart zu, dass die Keule krachend brach. Nun endlich zeigte Dragomir eine Reaktion: Ganz langsam blickte er sich um, ließ von Davide ab, sah den Spanier an und sackte in die Knie. Mit vereinten Kräften stießen Miguel und Davide den angeschlagenen Dragomir von Bord. Die Schaluppe hatte nun im Ostwind ordentlich Fahrt aufgenommen, man war außerhalb der Reichweite der Pistolen, deren Kugeln hinter ihnen ins Wasser klatschten. Hasan am Ruder steuerte die Schaluppe aus der Bucht aufs offene Meer. Der Bug durchteilter in flotter Fahrt die Adria, und neben dem Knarren des Segelwerks war das ständige Zetern der Contessa das einzig nennenswerte Geräusch.

Lenkowitsch stand oben auf einem Felsen und hatte sich die Szene reglos angesehen. Er sah im Widerschein der Flammen wie ein böser Geist aus, und Davide hatte das beunruhigende Gefühl, dass diese Begegnung nicht ihre letzte gewesen war.

